

Buch und Bibliotheken unter der Perspektive Goethe.

Von Prof. Dr. Richard Dehler (Frankfurt a. M.).

Eine Eigentümlichkeit scheint uns von anderen Zeitaltern abzuheben, das persönliche Eindringen in das Gegenständliche, die psychische Neugierde für alles außer uns, für Dinge und Menschen. Wir haben erfunden und lieben Begriffe wie „Sich-einfühlen“, „Einstellung“, „Naturnähe“ usw. Das muß nicht so sein und es war nicht immer so, es ist modern. Wir erfassen alles möglichst konkret und reproduzieren mehr als daß wir schöpferisch gestalten. Daher die Überflut z. B. der Literatur über etwas, die gar nicht nachlassen will. Es ist schon richtig, daß unsere Menschheit eine zerlesene und zerschriebene Menschheit ist, und man kann sich vorstellen, daß spätere Zeitalter erstaunt sich fragen, wie es nur möglich war, daß wir uns mit dieser intensiven Kraft für alles rings um uns und bis in ferne Jahrtausende zurück vor uns „interessiert“ haben, ohne daran kläglich erstickt zu sein. Die noch jungen äußerlichen Reaktionen dagegen, der Sinn für das Technische, für Maschinen und Drähte, sind keine ausreichenden Gegenmittel. Denn sie bilden nicht positiv schöpferische Innenwerte des Menschen, die sich als gleichberechtigt an die Stelle der aus der Umwelt und Vorwelt aufgenommenen Geistes- und Seelenwerte setzen könnten. Es müßten schon innerlich und inhaltlich tiefer im Geistes- und Seelenleben der höchstentwickelten Menschlichkeit verankerte Mächte sein, die eine Zukunftsmenschheit vielleicht bald schon gestalten wird. Der Gesamtaspekt unserer Zeit wird einstweilen durch die Lust an der Technik noch nicht variiert.

Nietzsche, noch immer der Philosoph der Gegenwart und vermutlich noch für eine längere Zukunft, sah, fühlte, lebte

diese Merkwürdigkeit, um nicht zu sagen Gefahr unserer Zeit leidenschaftlich. Er bekämpfte sie. Er wollte mit aller Gewalt über sie hinaus. Er war ihr unterworfen und befreite sich zugleich immer wieder von ihr. Ein merkwürdiges Spiel des Entfliehens in die absolute Freiheit und des Sichwiedergefangengebens vollzog sich dauernd in ihm. Den Efeu- und Mistelzweig des Dionysos flocht er sich ums Haupt, liebte die Luft über frischer Erde, die Disteln und Mohnblumen an zerbrochenen Mauern, an denen die Kinder spielen, und spottete von dort aus, verbrannt von eigenen Gedanken, über die Gelehrten, die anderer Gedanken angassen und gleich Mehlsäcken um sich stäuben, wenn man sie mit Händen greifen will. Und doch ist es derselbe reife Nietzsche, der das schönste Loblied auf die Philologie singt, das je gesungen worden ist, auf diese „ehrwürdige Kunst, als eine Goldschmiedekunst und -Kermschast des Wortes, die lauter feine, vorsichtige Arbeit abzutun hat,“ die „gut lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen lehrt,“ derselbe Nietzsche ist es, der seine „geduldigen Freunde“ auffordert: „Lernt mich gut lesen!“ Er setzt sein Leben lang die ganze Leidenschaft seines Erkennens und Schaffens daran, die moderne Übersteigerung des theoretischen Menschen umzubiegen auf das Instinktive, frühzeitig macht ein Wort Goethes zu Eckermann über Napoleon einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn: „Ja, mein Guter, es gibt auch eine Produktivität der Laten“; er sieht darin eine tiefe Goethesche Weisheit, die, daß der nichttheoretische Mensch für den modernen Menschen etwas Unglaubliches, Staunenerregendes, eine befremdende Existenzform sein muß. Und doch ist demselben Nietzsche eine selten starke Vorliebe dafür eigen, sich einzufühlen, sich auseinanderzusetzen mit den Geisteswerten, die von den großen Schaffenden der Vergangenheit in ihren Werken niedergelegt wurden. Sein Leben und Schreiben ist im Grunde ein einziges langes Zwiegespräch mit den anderen. Noch mehr: sich selbst und seine Schöpfungen vermochte er so verstandesmäßig zu betrachten, wie wenn es sich um eine

Erscheinung außer ihm handele. Nietzsche selbst ist der beste theoretische Betrachter seiner selbst. Als Schaffender also hat er Werte geformt, die über allem zeitlich Befangenen stehen, und doch ist er zugleich das Kind seiner Zeit, denn alle Dinge sind in ihm, ja, alle Dinge werden sein Untergang.

Das Buch ist eines der wichtigsten und, sagen wir nur getrost verhängnisvollsten Bindeglieder zwischen unserem Geist-Seele-Leben und dem der Menschheit um uns und vor uns. Wir kommen ohne Buch nicht mehr aus, wir können nicht in den Urzustand zurück. Ein Robinsonideal des Geisteslebens wäre Wahnsinn. Darum leben wir mit dem Buch, wir lieben es als unser Leben, wir müssen es lieben. Aber wir widerstreben ihm zugleich immer wieder, weil es die Gefahr in sich trägt, „den Nerv des selbständigen Denkens auszuglühen“. Diese Dissonanz schwingt in jedem Großen unseres Zeitalters mit, nicht nur in Nietzsche, auch schon in Schopenhauer, auch schon in Goethe. Deshalb trifft es uns wie eigenstes Fühlen, was Schopenhauer, was Goethe dem Buch gegenüber empfanden. „Lesen heißt,“ sagt Schopenhauer, „mit einem fremden Kopfe statt dem eigenen denken. Man läßt dabei seine Gedanken von einem anderen am Gängelbände führen. Lesen soll man also nur dann, wenn die Quelle der eigenen Gedanken stockt, was auch beim besten Kopfe oft genug der Fall sein wird. Hingegen die eigenen urkräftigen Gedanken verscheuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen, ist Sünde wider den heiligen Geist. Man gleicht alsdann dem, der aus der freien Natur flieht, um ein Herbarium zu besetzen, oder um schöne Gegenden im Kupferstiche zu betrachten.“ Aber der Pendel schwingt auch bei Schopenhauer im richtigen Augenblick wieder genau nach der entgegengesetzten Seite: „Die Werke sind die Quintessenz eines Geistes: sie werden daher, auch wenn er der größte ist, stets ungleich gehaltreicher sein als sein Umgang, auch diesen im wesentlichen ersetzen, — ja, ihn weit übertreffen und hinter sich lassen . . . und deshalb bringt hohe Geisteskultur uns allmählich dahin, fast nur noch an Büchern, nicht mehr an Menschen Unterhaltung zu finden.“

Und Goethe. Die „Produktivität der Laten“ steht ihm höher als die literarische. Ihm! Ihm, dessen Gespräche mit Eckermann allein schon, ganz abgesehen von seinen Werken, ein Nietzsche als einen „Schatz der deutschen Prosa“, als „das beste deutsche Buch, das es gibt,“ bezeichnete. „Die paar guten Bücher, die von diesem Jahrhundert übrig bleiben werden, richtiger: die mit ihren Ästen über dies Jahrhundert hinwegreichen, als Bäume, welche nicht in ihm ihre Wurzeln haben — ich meine das Memorial von St. Helena und Goethes Gespräche mit Eckermann.“ Die Lat ist einem Goethe alles. „Im Anfang war die Lat.“ Das Wort, das geschriebene und gelesene, kann er unmöglich gleich hoch schätzen. Und das ist jetzt, nach hundertfünfzig Jahren, noch immer die beste Formulierung der Gegensätzlichkeit unseres Innenlebens, in der wir dem Buch gegenüber befangen sind: Lat gegen literarische Produktion. Lat und Buch, Leben und Buch, das ist noch heute das gleiche Problem wie bei Goethe.

„Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus Deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!
Nur nicht lesen! Immer singen!
Und ein jedes Blatt ist Dein.“

Und Nietzsche: „Ach, was seid ihr doch, ihr meine geschriebenen und gemalten Gedanken! Es ist nicht lange her, da wart ihr noch so bunt, jung und boshaft, voller Stacheln und geheimer Würzen, daß ihr mich niesen und lachen machtet — und jetzt? Schon habt ihr eure Neuheit ausgezogen, und einige von euch sind, ich fürchte es, bereit, zu Wahrheiten zu werden: so unsterblich sehn sie bereits aus, so herzbrechend rechtschaffen, so langweilig! Und war es jemals anders? Welche Sachen schreiben und malen wir denn ab, wir Mandarinen mit chinesischem Pinsel, wir Verewiger der Dinge, welche sich schreiben lassen, was vermögen wir denn allein abzumalen? Ach, immer nur das, was eben welf wer-

den will und anfängt, sich zu verriechen! Ach, immer nur abziehende und erschöpfte Gewitter und gelbe späte Gefühle!... Niemand aber errät, wie ihr in eurem Morgen ausfahet, ihr plötzlichen Funken und Wunder meiner Einsamkeit, ihr meine alten geliebten — — schlimmen Gedanken!"

Von da aus erscheint eine im tiefsten Grunde ruhende Skepsis eines Goethe dem Buch gegenüber begreiflich, sie mutet uns modern an. Er, der ohne Übertreibung von sich sagen konnte: „ich hatte in meinem Leben unsäglich gelesen, und in gewissen Fächern war mir fast kein Buch unbekannt,“ stellte doch die unmittelbare Wirklichkeit, die Welt, das Leben, die Menschen um uns hoch über das Buch. „Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältnis zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unsern Irrthümern Namen zu geben.“ Noch tiefer zu Eckermann: „Der Irrthum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menschlichen Geiste: Bücher mögen sich durch Bücher vermehren, indessen der Verkehr mit lebendigen Urgeistes dem Geiste gefällt, der das Einfache zu erfassen weiß, das Verwickelte sich entwirrt und das Dunkle sich aufklärt.“ So ruft er aus: „Nicht aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideentausch, durch heitere Geselligkeit müßt ihr lernen!“ Die bessere Wirkung von Mensch auf Mensch als von Buch auf Mensch formuliert eine Stelle in „Dichtung und Wahrheit“: „Wir verdanken dem Bücherdruck und der Freiheit desselben undenkbares Gute und einen unübersehbaren Nutzen; aber noch einen schöneren Nutzen, der zugleich mit der größten Zufriedenheit verknüpft ist, danken wir dem lebendigen Umgang mit unterrichteten Menschen und der Freimütigkeit dieses Umgangs. Oft ist ein Wink, ein Wort, eine Mahnung, ein Beifall, ein Widerspruch zur rechten Zeit fähig, Epoche in uns zu machen, und wenn wir oft solche heilsame Einflüsse durch den Zufall einem längst abgeschiedenen Schriftsteller zu danken haben, so ist es doch zehnfach ange-

nehmen, einem lebenden, gefühlvollen, vernünftigen Freunde dafür Dank abstaten zu können."

Sollen wir — unter diesen Perspektiven Goethes — das Buch nur als ein — — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — — notwendiges Übel ansehen?! Seine Bücher, die unser Fleisch und Blut geworden sind? Wir würden damit natürlich eine falsche Übersteigerung seiner Gedanken begehen, die er mit zahlreichen Stellen in seinen Werken vorbeugend verhindert. Nur einige Belege: „Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Lesung eines Buches, das ihn unwiderstehlich fortriß, auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzutun kann.“ In Bibliotheken „fühlt man sich wie in der Gegenwart eines großen Kapitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet“. Zudem: wie will er uns als Leser seiner Bücher?

„Welchen Leser ich wünsche? Den unbefangenen, der mich, sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.“

Und das Leben selbst wieder soll produktives Handeln, soll Tat sein: „Jedes gute Buch, und besonders die der Alten, versteht und genießt niemand, als wer es supplieren kann. Wer etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen als derjenige, der erst lernen will.“

Nicht anders als später Schopenhauer und Nietzsche bekämpft auch Goethe schon die Vielschreiberei und das Viellesen, nicht anders als Jahrtausende vorher der Prediger im Alten Testament mit seiner Klage: „Mein Sohn, laß dich warnen, des Büchermachens ist kein Ende!“ Prophetisch sagt Goethe vor allem in Deutschland das massenhafte Bücherschreiben voraus: „Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird, ist offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, sein Talent vorteilhaft zu zeigen. Tut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein anziehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit, ihn zu ergreifen und zu reproduzieren, es sei durch Nachahmen, Umarbeiten, Übersetzen, und

wie es sich nur einigermaßen schicken will.“ Und über den Vielleser:

„Jetzt, da jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend, Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pflropfen, Soll auch ich, Du willst es, mein Freund, Dir über das Schreiben

Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,

Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.“

Wie sagte doch Zarathustra? „Wer den Leser kennt, der tut nichts mehr für den Leser. Noch ein Jahrhundert Leser — und der Geist selber wird stinken.“ Lassen wir den Blick über die Jahrhunderte, die Jahrtausende hinwegfliegen — überall die gleiche seelische Todesangst vor dem drohend uns umquellenden Niederschlag des menschlichen Geistes, vor der Massenproduktion des Buches.

Und damit sind wir auf einmal von Goethe her dem modernen wichtigsten Bibliotheksproblem auf den Leib gerückt. Goethe hatte von 1797 bis zu seinem Tode die Oberaufsicht über die Großherzogliche Bibliothek in Weimar, von 1817 bis 1824 auch die über die Jenaer akademischen Bibliotheken. Natürlich ist seine Tätigkeit als „Bibliothekar“ bereits nach allen Seiten hin philologisch „erfaßt“ worden, in Schriften und Aufsätzen (vgl. u. a. P. v. Bojanowski: „Aus der ersten Zeit der Leitung der Großherzoglichen Bibliothek durch Goethe“, Weimar, 1899; D. Lerche: „Goethe und die Weimarer Bibliothek“, Leipzig, 1929, 62. Beiheft zum „Zentralblatt für Bibliothekswesen“; E. v. Kündell und W. Deetjen: „Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek“, Weimar, 1931). Die Ergebnisse der Untersuchungen in dieser Richtung haben bis auf eine merkwürdige Tatsache keine erhebliche Bedeutung. Das eine Faktum aber hebt Goethe mitten hinein in die Problematik des Buch- und Bibliothekswesens der Gegenwart.

1795 hielt Goethe einen Vortrag in der Freitagsgesellschaft „Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Tätigkeit“. Inmitten dieser programmatischen Erörterungen sagt er: „Billig ziehen nun auch die Bibliotheken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir haben ihrer viere: die hiesige, die Jenaisch-Akademisch, die Buderische und Büttnerische, welche alle der Stiftung, der Anstalt und dem Platz nach wohl immer getrennt bleiben werden, deren virtuelle Vereinigung aber man wünscht und man sich möglich gedacht hat. Hierzu die nötigen Vorkenntnisse zu sammeln und eine so schöne Idee der Ausführung näherzubringen, würde schon allein einer literarischen Sozietät Beschäftigung geben können. Ein Blick auf die Privatbibliotheken würde dabei nicht versäumt werden.“ Mit dieser „virtualen Vereinigung“ ist die Schaffung eines Zentral- oder Gesamtkatalogs der Bibliotheken des Weimarer Landes gemeint. Der Gedanke stammt nicht von Goethe, er hat ihn aber lebhaft aufgenommen und, was viel wichtiger ist, sich mit größtem Eifer seiner Verwirklichung gewidmet. Was hat das mit unserer Zeit, mit unseren Bibliotheken zu tun?

In dem Jahrhundert seit Goethes Tode sind die Großbibliotheken der Welt in einer Weise zu Massensammlungen von Büchern angewachsen, für die es keine Parallele bisher in der Geschichte der Menschheit gibt. Zwei bis vier Millionen Bände umfassen nicht wenige von ihnen. Und sie wachsen beängstigend weiter: die Hauptbibliotheken der Welt haben einen jährlichen Zuwachs von ungefähr 100.000 Bänden. Sie werden also, wenn es im gleichen Tempo weitergeht — mit einer wesentlichen Verminderung der jährlichen Produktion rechnen im allgemeinen weder Verleger noch Bibliothekare —, in hundert Jahren 12 bis 15 Millionen Bände unterzubringen haben! Das bedeutet, daß für die Zentralbibliotheken das Raumproblem eines der wichtigsten geworden ist. Bauen wir das Haus für die zuströmenden Büchermengen, wie es seither meistens der Fall war, so, daß es in zwei bis drei Jahrzehnten wieder gefüllt ist und umfänglicher Erweiterungen bedarf, die womöglich bei der ursprünglichen Anlage des Gebäudes gar nicht organisch ein- und angegliedert werden

können, so begehen wir damit ein schweres Unrecht gegen die Zukunft. Bauen wir das Haus zwar geräumig genug und erweiterungsfähig, ohne aber genügend zu berücksichtigen, daß eine stark beanspruchte und arbeitende Großbibliothek einem lebendigen Organismus gleichen muß, in dem alle Teile im günstigsten harmonischen Zusammenhang zueinander stehen, so haben wir von vornherein ein Gebilde geschaffen, das nicht lebensfähig ist. Man könnte vielleicht den fast nicht zu überwindenden Raumschwierigkeiten der Zentralbibliotheken der Zukunft durch folgende Maßnahmen von vornherein entgegenarbeiten. Goethe sah von dem Gedanken der räumlichen Vereinigung der Bibliotheken verschiedener Städte, auch wenn sie nahe beieinander liegen, ab. Man könnte sich vorstellen, daß man die Zentralbibliotheken in Zukunft vor dem riesenmäßigen Anwachsen bis zur Unmöglichkeit dadurch zu schützen suchte, daß man Spezialsammlungen außerhalb von ihnen, sei es im gleichen oder in anderen Orten, ausgestaltete und die Hauptbibliotheken dadurch quantitativ entlastete. Man würde dann das Bestreben der räumlichen Vereinigung an einer Stelle in der bisherigen Weise bis zu einem gewissen Grad aufgeben. Dieser Gedanke kann hier nur angedeutet werden. Möglich wird er in der Praxis mehr und mehr werden, je freier und vollkommener sich die Verkehrsmöglichkeiten nicht nur von Stadt zu Stadt, sondern auch von Land zu Land und sogar über die Meere hinweg für die Menschheit entwickeln werden.

Denn auf die „virtuale Vereinigung“ — wir müssen immer wieder auf Goethe zurückgreifen — kommt es ja allein an, das heißt auf die Möglichkeit, das Material der Bibliotheken mit Hilfe von Katalogen zu erfassen und, gleichviel ob am Orte selbst oder von anderswoher, zu benutzen. Deshalb hat man in dem Jahrhundert nach Goethe Katalogunternehmungen von gewaltigem Maßstab in den Weltbibliotheken als wichtigste Aufgabe erkannt und zur Ausführung gebracht: die Bibliothek des British Museum in London z. B. und die Bibliothèque Nationale in Paris veröffentlichten ihre Kataloge in Bandform, die Kongressbibliothek in Washington

druckt ihren Katalog in Zettelform, man findet ihn in den meisten größeren Bibliotheken Amerikas. Auch Deutschland sucht nach einem vor Jahrzehnten gefaßten und durchgeführten Plan den wichtigsten Teil seiner Bücherbestände durch einen gedruckten Katalog der Allgemeinheit zugänglich zu machen: der erste Band des „Gesamtkatalogs der preussischen Bibliotheken mit Nachweis des identischen Besizes der Staatsbibliothek in München und der Nationalbibliothek in Wien“ ist erschienen. Überall also in der Welt ist man gegenwärtig in den Bibliotheken bemüht, durch bibliographische Organisation der Flut der wissenschaftlichen Weltproduktion Herr zu werden. Damit aber dient man der Organisation der Wissenschaft selbst für die Menschheit der Zukunft.

Buch und Bibliotheken sind in unserer Zeit mehr als jemals dadurch gekennzeichnet, daß sie zu überwältigen drohen, daß man ihnen aber nicht entgehen kann, ohne in Barbarei zurückzusinken. Man hat Goethe nachgerechnet, daß er im Durchschnitt tagtäglich ungefähr einen respektablen Band gelesen haben muß. Aber die Rezeption bedeutete nicht den Untergang seiner Produktivität. Er sah auch die Gefahr der Vielheit des Buches, der Bibliotheken voraus und suchte ihr in dem ihm anvertrauten Bereich zu begegnen. Es wird bei seiner Nachfolge darauf ankommen, daß man sich dem Buch gegenüber in Zukunft geistig zu disziplinieren versteht und daß angesichts des immer höher sich türmenden Massivs menschlicher Überlieferung in den Bibliotheken der Wille zur Macht darüber, zu ihrer Beherrschung durch Organisation niemals ins Schwanken kommt. Für den Menschen der Zukunft wird es einer ungeheuren Schwungkraft des Geistes bedürfen, die vielleicht auf dem Grund einer gesteigerten Leiblichkeit erreicht werden kann.